

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 131.

Posen, den 10. Juni 1928.

2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Medacht, Herr Direkta!“ grinste der erste.

„Gut,“ nickte Reidberg lachend. „Abtransportieren ins Hotel Adlon, Unter den Linden. Herr Schmöd soll Ihnen einen Lieferchein über einen wahnsinnig gewordenen Amerikaner ausstellen.“

Die eigenartige Ablieferung des Mister Hobbins im Hotel Adlon erregte einiges Aufsehen. Als Mister Hobbins wieder Land unter den Füßen spürte, griff er in die Tasche und reichte den vier Athleten ein anständiges Trinkgeld. Die grinsten und gingen. Mister Hobbins schlenderte in den Leseraum, warf sich in einen, seine Beine auf einen zweiten Sessel und las den New York Herald vom letzten Sonnabend . . .

Als Reidberg um sechs Uhr nach Hause kam, war Mädie noch nicht da.

Zum erstenmal seit langer, langer Zeit.

Reidberg war verwundert und verstimmt.

Gegen sieben Uhr fragte er den Diener:

„Ist denn meine Tochter noch nicht zu Hause?“

„Nein, Herr von Reidberg. Das gnädige Fräulein ist um zwei Uhr fortgegangen und war seither nicht im Hause!“

„Danach habe ich Sie nicht gefragt!“ knurrte Reidberg. Der Diener verschwand.

Seit zwei Uhr? Weiß Gott, wo das Mädel wieder steckt. Er kümmerte sich entschieden zu wenig um Mädies Erziehung. Wenn er ihr Leben mit dem anderer Töchter aus guten Häusern verglich, die ständig mit ihren englischen oder französischen Erzieherinnen zusammen waren, denen es wohl schwerlich gut bekommen wäre, einfach für vier, fünf Stunden aus dem Elternhause zu verschwinden — — —

Da trat Mädie ein. Sie war in froher Stimmung und eilte lachend auf ihren Vater zu, umarmte und küßte ihn, schmeichelte sich auf seinen Schoß, zupfte ihn am Schnurrbart. Reidberg ließ alles übergücklich mit sich geschehen und dachte: nein, nein — sie soll ruhig ihre eigenen Wege gehen, wer so glücklich ist, der tut kein Unrecht! . . .

„Sag mal, Kind, wo warst du denn eigentlich so lange?“

„Weg, Pa! Mein Geheimnis!“

Ihr Geheimnis? Nun, das hing ganz bestimmt wieder mit irgendeinem Sport zusammen. Er konnte sich erinnern, wie sie ihn vor zwei Jahren einmal ähnlich überrascht hatte. Da veranstaltete der Ruderklub der Angestellten der Reidbergschen Kabelwerke eine Regatta auf dem Müggelsee. Und als er sich die Siegermannschaft der Damenriege näher besah, da war Mädie mit strahlendem Gesicht darunter und nahm schmunzelnd eine der goldenen Damenuhren als Ehrenpreis aus seinen Händen in Empfang. Und erschreckt sagte Reidberg plötzlich:

„Nur bitte, lerne nicht hocken, Kind, ja? Und jetzt mach dich ein bißchen zurecht, zum Abendessen kommen ein paar Herren.“

Mädie lief in ihr Zimmer hinauf, warf sich der Länge nach auf die Chaiselongue und zog ihre seelische Bilanz. Als sie kurz darauf aufstand und vor den Spiegel trat, sagte sie glücklich lächelnd:

„Also so sieht ein verliebter Mensch aus! . . .“

Und sie versenkte sich wieder und wieder in die wohlige Erinnerung an die kaum vergangenen Stunden des Zusammenseins und Zusammenarbeitens mit Thomas Wildhorn. Sah ihn vor sich, sah durch seine hohe, bleiche Stirn, sah, wie wirre Gedankenmäuel sich zu klaren Wortbildern formten, wie seine schmalen, edlen Lippen sie sprachen. Und sah sich selbst, wie sie eifrig schrieb . . . Und dann war wieder der alte Brandt hereingekommen und hatte den Tee gebracht und die billigen, goldgelben Kakes dazu, die so schlecht schmeckten und die keiner anrührte . . . Und dann wunderte sie sich darüber, daß Wildhorn plötzlich verlangt hatte, sie sollte mit der Hand schreiben . . . Anstatt die Maschine zur Reparatur zu geben . . . So würde es viel länger dauern, bis alles diktiert war . . . Aber Wildhorn schien weltfremd — sie würde das mit Brandt besprechen . . .

Reidberg saß unter seinen Gästen. Drei befreundete Herren, Bücherliebhaber gleich ihm und einem kleinen, soliden Pöker nicht abgeneigt. Und abseits, vor dem „Goethe-Schrank“, stand der alte Gendeli in einem Cutaway, den der Prince of Wales als unmodern längst abgelegt hätte. Und da sein, den Büchern zugewendetes, sorgenvolles Gesicht niemandem sichtbar war, gab er sich auch weiter keine Mühe, seinen schweren Kummer zu verbergen, bis ihm jemand auf die Schulter klopfte:

„Nanu, Gendelichen? Was ist denn Ihnen über die Nieren gerollt? . . .“

Der Hofrat nahm Mädies Hand und streichelte sie.

„Nichts für kleine Kinderchen, Mädie . . . Ich hab . . . Ich hab 'n paar wichtige Sachen verloren . . .“

„Wahrscheinlich irgendeinen alten Schmöter, Gendelichen?“

„Ja . . . Ja . . . 'nen alten Schmöter, mein Kind . . . Reden wir nix darüber . . . Es hat keinen Zweck . . .“

Vielleicht läßt sich das wieder gutmachen, mein Kind. Sagen sie, Fräulein Mädie, wie ist das mit meinem Neffen? Wolln'se'n jetzt heiraten?“

Mädie schlug entsetzt die Hände zusammen:

„Fängt er schon wieder an! . . . Aber ich kenne doch Ihren Neffen gar nicht!!!“

„No, dem Mangel ließe sich ja abhelfen! . . . Se werden ihn schon kennen lernen! . . .“

Ein Diener trat zu Reidberg und überreichte ihm eine Karte und einen zusammengefalteten Briefbogen. Reidberg las erstaunt:

Jack Lincoln Hobbins

New York.

Und der Brief war von einem seiner besten Newyorker Geschäftsfreunde und empfahl Herrn Hobbins als jungen Mann aus reichstem und anständigem Hause, den man getrost in die beste Berliner Gesellschaft einführen dürfte.

„Ein starkes Stück!“ dachte Reidberg lachend. „Hat er nicht genug? . . . Meininetwegen — so gibts wenigstens was zu lachen. Ich lasse den Herrn bitten!“

Und während der Diener den hartnäckigen Amerikaner holte, trat Reidberg schnell zu Mädie und Gendeli,

denen er den einigermaßen ungewöhnlichen Transport Mister Hobbins' von den Kabelwerken in sein Hotel schilderte.

Mädie lachte laut auf, so daß die Gäste erstaunt hersehen. Nun wurden auch sie aufgeklärt. Mädie fragte, immer noch lachend:

„Und ausgerechnet diesen Herrn läßt du dir für heute abend ein, Pa?“

Reidberg verteidigte sich:

„Er hat sich soeben selbst eingeladen. Ich bin außerdem felsenfest überzeugt, daß Mister Hobbins im Falle einer Ablehnung seines Besuches auf direktem Wege, binnen der nächsten zehn Minuten durch den Ramin, oder in einem Orchideenstrauß versteckt hier landen würde! . . .“

In diesem Augenblick trat Mister Hobbins ein. Sein jugendliches, gesundes und energisch geschnittenes Gesicht, dem nur die ein wenig zu stark hervortretenden Augen ein Gepräge gelinder geistiger Passivität gaben, leuchtete in völliger Unbefangtheit und in aufrichtiger Freude darüber, nun endlich die Auserwählte seines Herzens erreicht zu haben.

Er eilte, ohne den anderen Anwesenden auch nur einen Blick zu schenken, schnurstracks auf Mädie zu, machte eine begeisterte Verbeugung und sagte in durchaus fehlerfreiem und mit kaum merklichem Akzent behafteten Deutsch:

„Miß Reidberg, ich bin vor acht Tagen auf ein Bild von Ihnen hin auf den Steamer gestiegen und über den Ozean gefahren, um Ihnen mein Herz und meine Hand zu Füßen zu legen. Bitte, bestimmen Sie, was mit diesen beiden Gegenständen getan werden soll!“

Noch vor wenigen Tagen wäre Mädie diesem originellen Angebot sofort mit schlagendem Witz entgegengetreten. Jetzt wurde sie rot bis an die schönen Schultern, und es dauerte immerhin einige Sekunden, bis sie zu antworten vermochte:

„Mister Hobbins! Ihre p. p. Offerte ehrt mich durchaus. Um zu den beiden Gegenständen zu kommen, schlage ich Ihnen vor, zuerst einmal die mir in anerkanntenswerter Weise zu Füßen gelegte Hand aufzubeugen und Sie mir zwecks formeller Begrüßung zu reichen!“

Mister Hobbins staunte und streckte zögernd seine Rechte aus, die Mädie kräftig schüttelte. Er hatte sich die Sanftmut dieses schönen Blondkopfes anders vorgestellt.

Mädie fuhr nunmehr mit voller Sicherheit fort:

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich, schon der beiderseitigen Bequemlichkeit halber, diese Hand nicht gleich fürs ganze fernere Leben in der meinsten behalten werde?“

„O bitte sehr . . .“ murmelte Mister Hobbins. „Aber wann werden Sie mir Antwort geben, ob Sie sich für mich entschließen können? Sie verstehen? Ich bin nun acht Tage unterwegs und weiß noch immer nichts Genaues!“

„Das ist allerdings eine furchtbar lange Werbezeit! . . . Nur leider habe ich erst vor fünf Minuten von Ihren werten Absichten erfahren . . . Immerhin, ich kann Ihnen schon jetzt sagen, Mister Hobbins — ich glaube nicht, daß wir uns heiraten werden!“

Mister Hobbins setzte eine Miene auf, als wäre ihm das größte und unerwartetste Unrecht der Welt geschehen:

„Das verstehe ich nicht, Miß Reidberg! Warum denn nicht? Sie sind reich! Ich bin reich! Sie treiben Sport, ich bin Sportsmann! Ich liebe Sie schon seit acht Tagen, und ich bin Ihnen schon seit fünf Minuten sympathisch! Warum also nicht?“

Mädie schüttelte lachend den Kopf:

„Wenn schon hazardieren, Mister Hobbins — dann lieber Poker!“

Mister Hobbins hatte seinen guten Mut wiedergefunden:

„O bitte sehr, wir können natürlich auch pokern. Aber ich sage Ihnen, Miß Reidberg — es ist mit über-

siebzig Prozent wahrscheinlich, daß wir uns doch heiraten werden!“

Mädie sagte leise zu Gendeli:

„Wenn ich rechnen kann, so haben Sie die restlichen dreißig Prozent für Ihren Neffen beschlagnahmt?“

Gendeli flüsterte zurück:

„Daß Sie nicht jedem meschuggenen Amerikaner in die Arme laufen werden, weiß ich sowieso.“

Mister Hobbins schloß seine Rede:

„Ich bleibe in Germany, Miß Reidberg, und es wird keine Minute geben, wo ich nicht versuchen werde, mit Ihnen zusammen zu sein! . . .“

„Amen!“ sagte Mädie.

Dann fügte sie hinzu:

„Darf ich Sie mit unseren anderen Gästen bekannt machen?“

Mister Hobbins' junge Stirn wurde von einer drohenden Falte gequert, und er meinte leise:

„Ist einer der Gentlemen mit Ihnen verlobt, Miß Reidberg?“

Mädie schüttelte ernst den Kopf.

„Noch nicht, Mister Hobbins . . . Aber hier stelle ich Sie erstens einem meiner treuesten Verehrer, dem Herrn Hofrat Gendeli vor!“

Mister Hobbins verneigte sich keif und feindselig. Was hat dieses Mädchen für einen Geschmack!? dachte er entsetzt.

Und Gendeli, sofort in der ihm zugeordneten Rolle, sagte leidenschaftlich:

„Mädie, wann werden Sie meinen sehnlichsten Wunsch erfüllen!?“

Mädie nennt er sie auch schon, damned! dachte Hobbins. Er verneigte sich kurz vor den anderen Herren, wollte sich für heute abend verabschieden und wurde von Reidberg, der seinen Spaß an ihm hatte, zum Dableiben aufgefordert.

Nach dem Essen nahm der Hofrat Mädie's Arm und ging mit ihr in den Park.

Weich lagen die dunklen Konturen der Bäume auf dem abendlichen Himmel, der im Abglanz der ferneren Lichtquellen des nächtlichen Kolosses Berlin matt leuchtete. Scharf und schwarz, greifbar nah, schossen die hohen Schornsteine der Kabelwerke zu den Sternen.

Der Ries knirschte unter ihren Schritten.

„Was halten Sie von diesem Amerikaner, Hofrätchen?“

„Ich sag ja: meschugge, Mädiechen, meschugge! . . .“

Aber seine Stimme klang traurig und müde. Mädie merkte das.

„Was ist denn heute los mit Ihnen, Gendelichen? Wollen Sie's Ihrer alten Freundin nicht sagen? Hat Sie jemand verärgert, gekränkt?“

Der Hofrat senkte tief auf. Sollte er dieser frühlich-goldenen Jugend das drohende Elend seines Alters schildern? . . .

Das Elend seines Alters? . . . Der Hofrat erkannte sich selbst nicht mehr. Klein beigeben? Alles gehen lassen, wie es wollte? Nein, das gab's nicht — er würde seinen Lieblingsplan weiterverfolgen . . .

Da wichen beide plötzlich erschrocken zurück. Mister Hobbins war aus einem Seitenweg vor sie hingeschossen und blickte den Hofrat mit gehässigen und Mädie mit vorwurfsvollen Augen an. Er sprach kein Wort. Die Situation war peinlich.

„Sagen Sie mal, Mister Hobbins,“ sagte Mädie ernst, „was fällt Ihnen denn eigentlich ein!? Mit welchem Recht . . .“

Sie fand tatsächlich keine Worte.

Mister Hobbins sagte düster:

„Miß Reidberg, Sie treten meine Liebe mit Füßen!“

Da mußte sie wieder lachen:

„Was ist denn das für ein lyrisch-sentimentaler Ton? Ich hätte nie gedacht, daß es auch solche Amerikaner gibt!?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Musikzimmer der Herzogin.

Ein Miniaturbild aus der Goethezeit.

Von Th. W. Ottens.

Henriette von Egloffstein steht inmitten des einfachen, lieblichen, grünen Zimmerchens der Landesmutter. Trauliches Halbdunkel schwimmt auf den abendlichen Dufthellen sterbender Rosen durch das offene Fenster in den Raum und saugt das angstvolle Strahlen febriger Jungmädchenaugen auf, die an bildbehangenen Wänden auf und ab irren. Henriette zittert ein wenig. Sie sucht die Hand ihres Lehrmeisters, des Kammerängers Grave, der in feierlichem Frack und weißen Spitzenjabot, weißen Strümpfen und dunklen Schnallenschuhen eben der Schülerin harret. Seine sonore Stimme, klangschön bestückend, spricht ihr leise Mut ein. Man muntelt, die Herzogin-Mutter liebe diese Stimme über alles. Hart pocht Jungmädchenherzschlag durch die eintretende Stille.

Der Diener öffnet leise die Tür. Eine Frauengestalt tritt in den verdämmernden Raum, klein, unansehnlich, mit viel zu großem Kopfe, der dem des verstorbenen großen Fritz, des Onkels der hohen Frau, sprechend ähnlich steht. Streng und feierlich steigt die Hoheit über den scharf geschnittenen Zügen. Henriettes Herz erbebt. Tief sinkt sie in die Knie vor Anna Amalie, und es ist mehr als ein Hoffnicks, es ist wahrhafte Andacht und willenloses Bewegtsein.

Hinter der Herzogin postiert sich die Göchhausen, die kleine, verwachsene Hofdame mit der Pasterzunge. Henriette küßt die Hand der hohen Frau; als sie den bangen Blick vom Boden erhebt, sieht sie in zwei große, leuchtend blaue, durchdringende Augensterne, in denen Güte aufschimmert. Ein anmutig wohlwollendes Lächeln schwebt um Amalians Mund, die stark markierten, männlichen Gesichtszüge sind von Freundlichkeit überflutet. Henriette schnell aus ihrer Verneigung zurück, aufgerissen von plötzlicher Zuversicht. Die milde Stimme elektrifiziert auch sie. Anna Amalie zieht ihren Bannkreis um eine Seele weiter.

Langsam flattert Kerzenlicht aus dem Verdämmern auf und brennt zu fester, immer ein wenig zitternder Flamme über den grüngetönten Hintergrund. Das Zimmer ist schwach erleuchtet, und draußen steigt schon der bleiche Mond über Weimars Wittumspalais, über dem Jagdschloß Ettersberg und der Romanze des Tiefurter Faunen- und Nymphenparks auf.

Die Herzogin winkt, unhörbar rückt die Göchhausen ein paar bunte Stühle mit sanft geschwungenen Beinen und Lehnen zurecht, gibt dem Fräulein von Egloffstein einen ermutigenden Schlag mit dem Fächer und entschwindet dann lautlos hinter der langsam sich schließenden Türe.

Die drei sind allein. Härter pocht der Herzschlag durch das zierliche Gemach. Rund haucht sich der goldgelbe Rod um die schlante, junge Gestalt, um den Hals kraußt sich der weiße Spitzenragen, der bis auf die lang anschließenden Nermel fällt. Eine Fülle unbändiger Locken wiegt sich um weiche, hochrote Wangen, denen weder das beliebte Rouge noch der an Blässe auszuweisende Badenstreich der Herzogin nachzuhelfen braucht. Die schmalen Füßchen im Seidenschuh wippen leise auf hohen Stöckeln. Amalia denkt neidlos der eigenen, durch nichts verschönten Jugend. Heute ist sie Landesmutter und fand auch noch so ein wenig Glück.

Grave hat für seine Schülerin den bekannten, rührenden Gesang der Sonnenjungfrau Cora, von Naumann komponiert, gewählt. Krampfhaft suchen Henriettes Gedanken den Text, stotternd nur bringen sie ihn zusammen.

Die Herzogin tritt zu Henriette, nimmt sie lieblosend an der Hand und führt sie an das kleine Hammerklavier, auf dem die Fürstin selber — ebenso wie auf Laute und Harfe — Meisterin ist. Dann setzt sich die hohe Frau in einen verdämmernden Winkel, den Blicken der jungen Künstlerin unsichtbar. Sie kennt die Furcht des Anfängers, zumal vor so hohem Auditorium.

Grave sitzt am Klavier und spielt mit geschickten Händen das lange Ritornell der Arie. Henriette steht, die Augen auf das Notenblatt geheftet — ein goldenes Leuchten inmitten des bleichgrünen Lichtes — schön und jung. Zu schön fast. Draußen steigt immer noch der farblose Mond. Eine zitternde Stimme formt das alte Lied:

Darf ich nicht zu Klagen wagen?
Darf ich Arme, jung und schwach,
sagen, hören ohne Zagen,
was dein Mund so grausam sprach?
Ach, mein Herz kennt die Gefahren,
kennt die Heiligkeit der Pflicht,
aber dieses Herz verwahren,
ach! das kann, das kann ich nicht!

Die klagenden Worte entspringen wundervoll der Gemütsstimmung der besangenen Sängerin. Nun stockt der Odem. Die Herzogin springt auf. . . Henriette fühlt sich umschlungen und einen Kuß auf der Kinderstirn, bewegt — entzückt. Jubelwellen schnellen Henriettes Herz aus tiefster Bedrängnis in die reghafte Begeisterung des reiflosen Könnens. Sie singt weiter, Arien, in denen ihre hervorragende Stimme brilliert. Sie fühlt sich getragen von der eigenen Kunst. Grave nickt gerührt. Und ein schönes, italienisches Duett zwischen Meister und Schülerin läßt die prachtvolle Aussprache des Mädchens glänzen. „Dolce —

dolce!“ Grave strömt über. Das kleine Konzert ist beendet. Der Meister schüttelt der Schülerin beide Hände und ruft im Impuls: „Eine zweite Mara wird sie, beim Himmel, eine zweite Mara! O mia carissima!“

Henriette aber, stolz wie eine Spanierin, sinkt mit glühenden Wangen zum Hoffnicks zusammen, berauscht vor Freude über das ehrliche Lob der Fürstin. — —

Merkwürdige Geschichten.

Befrahte Prahleret.

Während der Pariser Revolutionstage im Jahre 1848 rasierte zu Lyon ein durch seine revolutionäre Gesinnung bekannter Barbier einen seiner Freunde und sagte dabei: „Ich wollte, ich hätte den Kopf des Generals Castellane so in meinen Händen wie den Deinigen, ich würde bald mit ihm fertig sein.“

Am folgenden Morgen steigt zum großen Erstaunen des Barbiers General Castellane, in voller Uniform und mit seinen Orden bedeckt, vor der Tür desselben ab, tritt wie ein gewöhnlicher Kunde in die Bude und sagt zum Barbier: „Ich habe gehört, mein Herr, daß Sie den Wunsch äußerten, meinen Kopf in Ihren Händen zu haben; ich bitte Sie, mich zu rasieren.“

Man kann sich die Bestürzung des Barbiers dem General gegenüber kaum vorstellen. Er konnte kein Wort hervorbringen, berichtete sein Geschäft, zitterte aber dabei so, daß der General mehr als einmal in Gefahr kam, der Tags zuvor geäußerte Wunsch des Barbiers könnte unwillkürlich verwirklicht werden.

Nach beendigter Operation gab ihm der General fünf Franken mit den Worten:

„Mein Freund, es lag mir daran, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht der Mann bin, der sich durch Drohungen schrecken läßt. Benutzen Sie diese Lehre!“

Ein tüchtiger Mann!

Peter Mc. Bride, der in London den Versuch unternahm, 100 Stunden ununterbrochen Klavier zu spielen, mußte nach 77 Stunden auf Rat des Arztes aufgeben. Er wurde vom Stuhl gehoben und mußte vor der Begeisterung seiner Freunde geschickt werden. Die letzten 10 Stunden war sein Spiel reichlich undessignierbar. Zwei Jazzkapellen mußten abwechselnd spielen, um den Klavierspieler mit ihrem Geräusch machzuhalten.

Ist das ein Baum?

Daß ein 17-jähriges Mädchen, das gar nicht weit von Großbritannien lebt, noch niemals einen Baum gesehen hat, noch nie ein Pferd, einen Kraftwagen, eine Eisenbahn, eine Telegraphenstange, ein Telefon oder einen Film, erscheint uns als ganz unglücklich, und doch ist dies der Fall bei einem Mädchen M. Gillies, das auf der einsamen Insel St. Kilda in der Hebridengruppe wohnte und bis zu ihrem 17. Jahr ihre Heimat nicht verlassen hat. St. Kilda, das etwa 150 Kilometer von der schottischen Küste entfernt liegt, ist nur von etwa 40 Personen bewohnt und hat nur eine sehr spärliche Vegetation; auf der ganzen Insel gibt es keinen einzigen Baum. Die junge Dame machte nun zum ersten Mal einen Besuch auf dem britischen Festland und geriet aus einem Staunen ins andere. Sie überschüttete ihre Bekannten mit Fragen in gebrochenem Englisch, denn auf der Insel spricht man sonst nur gälisch: „Ist das ein Baum? Ich habe bisher nur welche auf Wäldern gesehen. Wodurch bewegt sich denn der Wagen?“ „Was sind denn das für komische Dächle, die an den Stangen hängen?“ usw. Sie lachte hell auf über die Uniform eines Schutzmanns und war böllig verduzt, als ein Straßenbahnwagen sich ohne ein sichtbares Zugmittel fortbewegte.

Der Fingernagel als Schreibfeder.

Durch Vermittlung des afghanischen Gesandten in London ließ König Amanullah dem König von England als Geschenk eine Handschrift überreichen, die als die schönste aller persischen Handschriften angesehen wird. Das Geschenk besteht aus drei sehr seltenen und alten Dokumenten, deren kostbarstes auf milchweißes Papier geschrieben ist, wie es früher aus Bambusfasern hergestellt wurde. Wie die beiden anderen Bücher, ist auch diese Handschrift in einen mit gehämmertem Gold prächtig geschmückten Einband gebunden; auch die Seiten der einzelnen Blätter zeigen reichen künstlerischen Goldschmuck. Der Mann, der vor zweihundert Jahren dieses Manuskript geschrieben hat, benutzte als Schreibinstrument den Nagel des Zeigefingers seiner rechten Hand. Mit ihm sind die Schriftzeichen der fünfzig Seiten ausgeführt, wobei jeder Strich, jedes Zeichen mit verbrüffender Genauigkeit zu Papier gebracht ist. Die Arbeit beanspruchte eine Zeit von fünf Jahren und ergab ein Werk, in dem auch nicht der kleinste Fehler zu bemerken ist. Bei den anderen Manuskripten handelt es sich einmal um einen Vertrag über einen Pferdekauf, der in Goldschrift und in persischen Zeichen geschrieben ist; das andere, ebenfalls in Goldschrift geschriebene Manuskript stellt sich als ein Meisterwerk arabischer Schreibkunst dar und enthält islamitische Gebete. Auch diese beiden Handschriften haben ein Alter von zwei Jahrhunderten.

Der Einbrecher unterschreibt eine Quittung.

— Paris. In einem kleinen Saal des Postamtes von Gubberspfel, der ausschließlich dem Geldverkehr dienste, arbeiteten zwei

Beamtinnen kurz vor Schluß der Dienststunden an der Tagesabrechnung. Da erhielten sie einen verspäteten und wenig willkommenen Besucher: einen maskierten Herrn, der die Damen, mit dem Revolver in der Hand, höflich erjuchte, ihm die Gelder auszugeben. Die eine Dame wurde beinahe ohnmächtig vor Schreck, die andere jedoch hielt eine kleine Ansprache an den Eindringling: „Da Sie uns mit der Waffe zwingen, wäre ein Widerstand zwecklos. Ich würde Sie aber bitten, eine kleine Quittung zu unterschreiben, denn wir müssen den Beweis erbringen, daß unser Leben gefährdet war, sonst wird das Geld vom Gehalt abgezogen.“ Nach kurzer Ueberlegung erklärte sich der Maskierte bereit, die Quittung zu unterschreiben. Die tapfere kleine Postmeisterin forderte nun ihre Kollegin auf, das Geld in der Kasse zu zählen, und stellte ein Formular aus. Während der ganzen Zeit hielt der Besucher den Revolver hoch und bat wiederholt um größte Eile. Die „Abrechnung“ wurde denn auch bald fertig, der Mann sollte fünfhundertfünfzig Pfund erhalten. Die Postmeisterin reichte ihm das ausgefüllte Formular hin und der unvorsichtige Bandit legte die Waffe auf den Tisch, um den Federhalter ergreifen zu können. In diesem Augenblick hielt ihm die Postmeisterin seine eigene Waffe unter die Nase: „Hände hoch!“ Der Gefoppte sah ein, daß er ausgespielt hatte, ergriff die Flucht, wurde aber — dank der energischen Verfolgung des schlauen kleinen Fräuleins — gefaßt. Es stellte sich heraus, daß der Mann bereits mehrere Postämter mit Erfolg erleichterte, bevor ihm die „Quittung“ den Hals brach. Er wurde zu elf Monaten Zwangsarbeit verurteilt, während die ebenso pfiffige wie heldenmütige Postmeisterin von Subdersfeld ein größeres Geldgeschenk von ihrer vorgesetzten Behörde erhielt.

Die Lügenakademie.

Von Quiquerez.

Nun, es handelt sich hier wirklich nicht um eine jener üblichen Gasognener Geschichten, in denen jedes Wort erlogen ist. Es handelt sich um eine recht verbürgte Begebenheit. Es existiert zu Moncrabeau (Lot et Garonne) eine ganz eigenartige Akademie: die Akademie der Lügner. Jährlich im wunderschönen Monat Mai hält sie ihre Sitzungen ab. Weiß der Himmel, worüber hier diskutiert wird und worum man sich bemüht! Es ist auch bisher nicht bekannt geworden, ob die Leistungen der Akademiker die der Gasognener um so vieles überragen und ob sie überhaupt, falls sie bekannt wurden, heutzutage noch Staunen erregen könnten. Aber in dem vergangenen Mai fand ein Jubiläum der Akademie statt, und aus diesem Anlaß hatte das Präsidium beschlossen, einen internationalen Wettbewerb der Lügner zu veranstalten. Diese amüsanteste Akademie der Welt, die, wenn nicht alles trügt — von jenem Odium der Langeweile durchaus frei ist, das ansonsten das Wesen aller beratigen Institute ausmacht, — sie erklärte, die Lügner des Erdballs zusammenzurufen zu wollen; wer die größte Lüge ausspreche, würde zum Lügner honoris causa ernannt.

Aber bevor es noch zu diesem Wettstreit kam, ja, bevor er überhaupt ausgeschrieben wurde, ereignete sich folgendes: In jener Sitzung, welche die Statuten einer so einzigartigen Konkurrenz festlegen sollte, wurden zwei Anträge eingebracht; es sollten von der Beteiligung ausgeschlossen bleiben: 1. alle Politiker und 2. alle Verliebten. Denn wie wäre es möglich, falls diese beide Gruppen der Menschheit mitmachen dürften, daß noch irgendein sonstiger Sterblicher auch nur die leiseste Hoffnung für seine Person nähren könnte. Raum waren diese beiden Anträge eingebracht, so folgte ein dritter. Es erhob sich der Senior der Runde, ein ebenso ehrentwürdiger wie kluger Mann, der schon auf der glücklichen Ehe zurückblicken durfte, — und forderte die Ausschließung des gesamten weiblichen Geschlechtes. Dieser Antrag fiel aber sofort durch, und zwar mit überraschender Mehrheit — wahrscheinlich hatten schon allzu viele Mitglieder ihren Ehegenossinnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit von dem bevorstehenden Preisausschreiben Mitteilung gemacht und fürchteten nun häusliche Konsequenzen, falls der Vorschlag des Seniors durchgehen sollte. Also, wie gesagt, Antrag 3 fand entrüstete Ablehnung. Dafür ging jener andere Antrag 2 sofort durch, der die Ausschließung aller Verliebten forderte; das war ja selbstverständlich.

Wies also noch die Frage: Soll einem Politiker die Teilnahme gestattet sein oder nicht? Man beschloß, für diese Debatte eine eigene Sitzung für den nächsten Tag einzuberufen; denn ein so kompliziertes und heißes Problem ließ sich nicht in einem Aufwaschen mit den anderen Punkten der Geschäftsordnung erledigen. Und man fand sich zu diesem Zweck schon am nächsten Abend zusammen, wobei man, wegen der Wichtigkeit des Anlasses, nur Gehörte angezogen, außerdem auch seine Gattinnen darauf vorbereitet hatte, daß eine solche Sitzung endlos, eventuell bis in die Morgenstunden dauern könnte. Aber wider Erwarten fand sie ein schnelles und, was noch mehr überraschte, ein harmonisches Ende. Einer der Akademiker nämlich, ein gewisser André Maurrois, bat gleich zu Anfang um das Wort. Er bezeichnete den eingebrachten Antrag als eine durch nichts berechnete Verleumdung. Gewiß bringe das politische Leben die Versuchung zur „Wahrheitsbeugung“ in einem gesteigerten Maße mit sich. Das heiße aber noch nicht, daß ein jeder dieser Versuchung auch unterliegen müsse. Er zum Beispiel, er, André Maurrois — und hier erhob er seine Stimme — er sei befreundet mit einem Mitglied des Völkerbundesrates, und

er lege die Hand ins Feuer, daß dieses Mitglied in all seinen politischen Verhandlungen — sei es nun in Genf oder Locarno — niemals auch nur um einen Schritt von dem Pfade der Wahrheit abgewichen sei.

Raum hatte Maurrois diesen Satz ausgesprochen, so erhob sich ein ohrenbetäubender Lärm. Alle Akademiker sprangen von ihren Sitzen auf und erklärten jubelnd, daß eine größere Lüge, als sie Maurrois soeben ausgesprochen, kein menschliches Gehirn mehr erfinden könnte. Dieser Ansicht schloß sich sofort das Präsidium an. Und so wurde mit Stimmenmehrheit die Ausschreibung des Wettbewerbes fixiert und André Maurrois zum Lügner honoris causa ernannt.

Aus unserem Raritätenkasten.

42.
Die Haut der südafrikanischen Eingeborenen ist $1\frac{1}{2}$ mal so dick wie die der Europäer.

43.
Ein Gramm Radium entwickelt eine Energie, die genügt, um 6000 Zentner 1000 Meter hoch zu heben.

44.
Auf Spitzbergen wächst heute keine Pflanze höher als 5 Zentimeter. Vor vielen Jahrtausenden muß es dort ungeheure Wälder gegeben haben, wie auch die großen Kohlenfunde beweisen.

45.
Nadelbäume tragen nur alle drei bis vier Jahre reichlich Samen.

46.
Ambra, im frischen Zustande eine wachsartige, im trockenen bimssteinartige und krümelige Masse von gelblichgrauer Farbe, ein Darmsekret des Kottwals. Sie wird in Klumpen bis zu 90 Kilo Gewicht aus dem Innern toter Wale, häufiger aber auch noch durch Auffischen aus dem Meere, besonders an den Küsten von Madagaskar, Surinam, Java und Japan, gewonnen. Sie löst sich nicht im Wasser wohl aber in heißem Alkohol, in Aether und Delen. Der widerliche Gestank der frischen Ambra verwandelt sich erst mit der Zeit in den eigentümlichen aromatischen Duft, der diesem merkwürdigen Naturprodukt zu seiner Bedeutung im Drogenhandel verholfen hat. Das Seltsamste ist jedoch, daß dieser Wohlgeruch nicht von der Materie selbst, sondern von einer lebenden Bakterie herrühren soll.

47.
Der Wasservorrat der Erde wird auf 1 304 068 550 Kubikmeter geschätzt. Der größte Anteil entfällt auf das Wasser der Ozeane, das mit 1300 Millionen Kubikmetern in Rechnung gestellt wird; im Eise, besonders im Polargebiet, sind 8,5 Millionen Kubikmeter gespeichert; dann folgen die stehenden Gewässer (Seen, Teiche, Tümpel) mit 250 000 Kubikmetern, das Grundwasser mit ebenfalls, die Flüsse mit 50 000 Kubikmetern, das atmosphärische Wasser mit 12 300 Kubikmetern, die Sümpfe mit 6000 und der Schnee auf der Erdoberfläche mit 250 Kubikmetern. Von der Oberfläche der Erde, die rund 510 Millionen Quadratkilometer umfaßt, werden 74 Hundertstel vom Wasser eingenommen.

48.
In Nürnberg durfte ein Patengeschäft im 15. Jahrhundert nicht mehr als 32 Pfennig, in Württemberg 1459 nicht mehr als 3 Schilling betragen.

49.
Das von der Heilsarmee in Honolulu herausgegebene Liederbuch enthält jedes Lied in acht verschiedenen Sprachen.

50.
Die Dimensionen der allerfeinsten Nervenfasern variieren zwischen 0,0025 und 0,025 Millimeter.

51.
Die hawaiische Sprache hat 12, die tatarische 202 Buchstaben.

52.
Am 18. Mai 1860 stand das Wasser der Züidersee am Ostende fünf Meter höher als am Westende.

53.
Ein lehrreiches Beispiel für die Wandlung der Wortbedeutung ist das Wort „Idiot“. Das griechische Wort Idiot bedeutet zunächst „Privatmann“. Ueber den Umweg „der Nicht Staatsmann“, „der Unkundige“, gelangte das Wort zu seiner heutigen Bedeutung „der Geisteschwache“.

54.
Um die ganze Blutmenge einmal durch den Körper zu treiben, muß sich das Herz 22 mal zusammenziehen.

Fröhliche Ecke.

Verfänglich. Vater: „Also es bleibt dabei, Lina, Du heiratest Herrn Vär!“

Tochter: „Niemals, Vater! Ich kann ihn nicht achten, er ist nicht gebildet, und lieben kann ich ihn auch nicht!“

Vater (verzweifelt): „Ist das eine neumodische Zeit! Frau! Haben wir uns je geachtet? Waren wir je gebildet? Haben wir uns geliebt?“

Der neue Kragen. „Ich möchte ä Gradn for mein Vadr!“
„Was denn für einen? So einen, wie ich umhabe?“
„Nu nee, ä reenern!“

Verantwortlich: J. B.: Guido Baehr, Poznan.